

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 11.

Dienstag, 12. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin Kamilla Merun aber rührte diese Aufopferungsfähigkeit. Die gute, gute Theres! Lieber floh sie, als daß sie ihr ins Gehege kam! Und dann wurde ihr Gesicht mit einmal starr. Wenn Egbert Niedenstein es allen Ernstes auf ihre Kusine abgesehen hatte? Sie war jünger, hübscher! Ach Gott, nun wußte sie schon gar nicht, was sie tun sollte. Sie legte den Kopf auf ihre Unterarme und weinte bitterlich . . .

Was nun?, fragte Frau Helmboldt, als sie die Postkarte ihres Sohnes aus Erfurt in Händen hielt. Von dort war's nicht mehr weit nach seinem Jagdrevier. Natürlich war er hingefahren! Den Raumann, so schlau er sich angestellt, hatte sie doch durchschaut. Der wollte nur nicht heraus mit der Sprache. Luß natürlich erst recht nicht! Nur weil sie ihn mit der Ella Perfunius verheiratet wollte? Um das zu glauben, war sie eine viel zu kluge Frau. Ihr Sohn hatte neulich, als die Frau Hofrat mit ihrer Tochter da war, sich auch sehr gewandt gezeigt. Eine gute Erziehung war ihm zuteil geworden, aber er hatte so etwas Abgeschliffenes gehabt, das sie stuhlig hatte werden lassen . . . Wahrscheinlich war er auf dem besten Wege, eine große Dummheit zu begehen. Jeder sollte in seinen Kreisen bleiben. Möglich aber auch, daß sie sich irrte! Nun, da überzeugte man sich eben selbst . . .

Sie setzte den Hut auf, ging zur Untergrundbahn, fuhr nach dem Osten.

Die beiden Prokuristen sprangen auf, als sie das Zimmer betrat.

„Guten Morgen, meine Herren! Da hab' ich eine Postkarte meines Sohnes erhalten, der einen immerhin erfreulichen Abschluß mitteilt! . . . Haben Sie auch schon Nachricht?“

Ja, sie war eingelaufen. Wurde Frau Helmboldt vorgelegt. Gerade hatte der Bürodienner die zweite Post geholt. Herr Bleidert schloß die Aktentasche auf. Sah flüchtig die Eingänge durch.

„Hier noch ein zweites Schreiben Ihres Herrn Sohnes! Aus seinem Revier! Vom Dorfe geht jetzt noch eine Abendpost ab! Eine sehr erfreuliche Neuverung! Wieder ein, wenn auch nur kleiner Auftrag, aus Eisenach!“

Sehr aufmerksam las Frau Helmboldt den kurzen, sehr flüchtig geschriebenen Brief. Nichte. Bat um das Kursbuch. Setzte sich nebenan in das Arbeitszimmer ihres Sohnes. Schrieb sich Züge heraus. Steckte den Zettel in ihr Täschchen. Unterhielt sich dann noch einige Zeit mit den beiden Prokuristen über Geschäfte. Sah sich die neuesten Entwürfe an. Man sollte in der Fabrik ja nicht glauben, daß sie sich an die Wand drücken ließ, — und fuhr dann wieder nach Hause.

Kamilla Merun machte ein trostloses Gesicht, vermochte keinen Bissen zu essen. Theres Höttlin wollten alle Augenblicke die Tränen aus den Augen schießen. Ihre Gedanken gingen ständig in engem Kreise. Wie helf ich ihr? . . . Und ich . . . und ich? . . . Daß sie so nahe ans Wasser gebaut hatte! Dreimal in der

Stunde mußte sie das Zimmer verlassen, um sich auszuweinen. Jedesmal kostete es ihr einen schweren Entschluß, zurückzukehren. Aber sie konnte ihre Kusine doch nicht allein lassen! Die machte mitunter ein so verbissenes Gesicht, als wär' sie zu einer großen Dummheit fähig. Wenn sie nur drauflos geredet hätte, und wenn es der größte Unsinn gewesen wäre, dann hätte ein Wort das andere gegeben und man wäre — hoffentlich — auf irgendeine Art vorwärts gekommen.

Die Gräfin aber mochte sich weder legen noch herumgehen. Mit hochgezogenen Schultern und vornübergebeugtem Oberkörper saß sie da. Hielt die Lippen zusammengeschnitten. Und wenn sie versuchte, sich ernstlich mit der Gegenwart auseinanderzusetzen, schmerzte ihr Kopf gleich so heftig, daß sie es wieder aufgab. Sie wurde aus Egbert Niedenstein doch nicht klug. Vielleicht war er wirklich nur der fürchterliche Dicksopf, vielleicht ein ganz roher Patron! Und wenn sie erst so weit gedacht hatte, krampfte sich ihr Herz zusammen und das fürchterliche Stechen im Kopfe setzte wieder ein.

Endlich, gegen Abend, fühlte Theres Höttlin die Kraft, als ihre Kusine wieder vor leerem Teller geseßen, ihr zuzureden.

„Es hat gar keinen Sinn, daß du hier bleibst! Geh' auf Reisen!“

„Ich räum' vor Niedenstein nicht das Feld!“

„Maria und Joseph, du kommst doch wieder!“

„Und dann . . .?“

Wie trostlos die beiden Worte klangen. Das arme Häscherl hatte ja recht. Die Baroness ballte die Hände.

„Aber geschehen muß doch etwas!“

„Ja, geschehen muß etwas!“ Mit beiden Händen stützte sich Kamilla Merun auf den Tisch, erhob sich. „Gute Nacht, du Liebes!“

Die Theres Höttlin sah hinter ihr her mit aufgerissenen Augen. Wenn die Kamilla etwas tat, was nicht wieder gutzumachen war? Sie ging in den Park, nahm die Hunde mit. Neumond war. Am Himmel glühten die Sterne, auf der Erde war es stockdunkel, aber lau die Nacht. Die Hände im Schoß verschlungen, den Kopf geneigt, saß sie auf einer Bank. Der Gedanke nahm wieder festere Form an: Irgendwie muß die Entscheidung herbeigezwungen werden — schnell! Sonst? . . . Da kamen wieder die Tränen. Was war sie für ein elendes Geschöpf! Immer wieder rankten sich ihre Gedanken um sie und Egbert Niedenstein! Er war doch ein innerlicher Mensch! Das hatte sie bestimmt gefühlt bei dem letzten Teil der Aussprache oben in den Eichen. Aber auch ein ganz narrischer. Der sich verrannt hatte, wie ein ungezogenes Kind mit den Füßen aufstampfte und nicht Vernunft annehmen wollte. „Ja werd' mit meinem Dicksopf schon durchkommen — oder sie mag zugrunde gehen! Und wenn ich mit daran glauben muß! . . . Frevel war es überhaupt, in solcher Lage an sich zu denken, wenn das Herz auch . . . ach, das unsinnige Herz! . . . Es war aber auch ganz zwecklos! Und das blieb das einzig Gute an der ganzen Geschichte, wenn

es auch für den Augenblick sehr, sehr weh tat . . . War es Tollheit, wenn der Voratz immer festere Form in ihrem Hirn annahm: Morgen muß ich unbedingt mit ihm sprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß er merkt, ich hab' ihn auch lieb! . . . Da ebte in Theres Hölzlin allmählich die Erregung ab. Mit hoherhobenem Kopfe kehrte sie langsam ins Schloß zurück. Und vermochte, nachdem sie zwei Stunden wachgelegen, tief zu schlafen . . .

Luz Helmboldt war, nachdem die Baroness nicht zur Post gekommen, bis zum Waldrand gegangen, hatte sich dort mit dem Hunde niedergetan, das Fernglas zurechtgeschraubt und die Ausfahrt des Schlosses und die kleine Pforte, die direkt in den Wald führte, nicht aus den Augen gelassen. Ging Theres Hölzlin spazieren, pirschte er sich an sie heran und führte eine Aussprache herbei. Er kannte sich in seiner Mutter aus. Die war immer kurz von Entschlüssen gewesen . . . Die Zigeunerin! Wenn er die jetzt in die Finger bekommen könnte! Aber wie das anstellen? Zu dumm, daß er sie damals in Friklar beim Pferdemarkt ausgesucht hatte! . . . Ja, würde er wirklich weinen, Herzkrämpfe bekommen, wenn ihm die Baroness Hölzlin einen Korb gab? . . . Ganz so schlimm würde es nicht werden, aber nahe, sehr nahe würde es ihm gehen. Ein tiefer Atemzug. Was waren das für Selbsttäuschungen? Nur ein Narr betrügt sich selber. Es war leicht möglich, wahrscheinlich war's, daß er schwer daran tragen würde, wenn sich sein Herzenswunsch nicht erfüllte. Die Theres, wie herzlich sie sein konnte, wie entzückend die Abende im Schlosse gewesen waren, wenn sie am Flügel gesessen hatte! . . . Und, zum Donnerwetter, war er nicht ein Mann in gesicherten Verhältnissen, der sich's leisten konnte, ein armes Mädchen zu heiraten? Seit er aus Kostens Vormundschaft heraus war, wuchs er doch ganz hübsch in die Geschäfte hinein, und zwei tüchtige Prokuristen und eine eingearbeitete Arbeiterschar standen ihm zur Verfügung. Mit dem Teufel mühte es doch zugehen, wenn er nicht das Leben zwang!

Hartnädig blieb er auf seinem Beobachtungsposten . . .

Egbert Niedenstein verließ an diesem Tage sein Haus überhaupt nicht. Ein Anruf konnte kommen . . . und wenn er kam, zu einem Nachgeben war er bereit. Weil Kamilla litt! Sie sollte leiden, aber auch nicht zu toll. Ums Müßbewerden handelte es sich. Er und nicht Herr der Lage bleiben, das wäre noch schöner! . . . Aber Stunde auf Stunde verrann, und als einmal die Klingel am Fernsprecher schrillte, er mit einem Satz an seinem Schreibtisch war, den Hörer ans Ohr riß und sich ein Viehhändler meldete, fuhr er den so an, daß ihm Hören und Sehen verging . . . Und auf einmal überfiel ihn die Angst. Wenn Kamilla auf und davon ging? Ihre Verhältnisse gestatteten es ihr, sich auf Reisen zu begeben, so lange sie wollte. Und dann war er der Geschlagene! . . . Herrgott, was tun? . . . Aber er hätte nicht der Dickkopf Egbert Niedenstein sein müssen, wenn er keine weiteren Schlussfolgerungen gezogen. Er hieb mit der Faust durch die Luft. Vorläufig war sie noch da! Warum Dinge vor der Zeit in Rechnung stellen, die vielleicht eintreten könnten? . . . Aber eine Unruhe hatte sich in sein Herz gefressen, die sich auch durch einige Flaschen Wein nicht betäuben ließ! . . .

Zu der Zeit, als Luz Helmboldt in der Dämmerung seinen Beobachtungsposten ärgerlich verließ, fuhr seine Mutter in einer Kraftdroschke nach dem Anhalter Bahnhof. Sie wollte nach dem Rechten sehen, und wenn es sich als nötig erweisen sollte, ihren Sohn vor einer Dummheit bewahren . . . Dann flog der Raumann! . . .

Der saß mit vorgeschobener Unterlippe auf einer Bank vorm Wirtshaus, wartete auf seinen Herrn. Dieses Mal gefiele ihm „der Betrieb“ hier ganz und gar nicht. Ein paarmal hatte er schon den neugierigen Wirt und Postaganten weggeefelt. Ganz klar war er sich. Entweder gab es einen großen Reinfall oder sehr schöne Tage!

Ein strahlender Septembermorgen brach an. Aus tiefem Schlafe erwachte Theres Hölzlin. Dehnte sich wohligh und zuckte dann zusammen. Wenn sie sich schon richtig freuen wollte, immer kam etwas dawischen. Sie hatte eben kein Glück auf der Welt! . . . Obgleich es noch sehr früh war, kleidete sie sich an. Warum sich im Parke nicht hungrig laufen? Dabei gründlich überlegt, was heute zu geschehen hatte. Sie fühlte sich sehr spannkraftig und ihr Kopf war klar . . . Ah bah, ein Bissel auf Meggelbronner Flur hinübergewandert, das konnte ihr kein Mensch verwehren!

Halb sechs verließ sie das Schloß. Auf den Feldern standen keine Puppen mehr, aber die Leute waren alle draußen! . . . Zwanzig Minuten später sah sie ihn von ferne, auf einem Apfelschimmel mit Fasanenschweif. Er sah gut zu Pferde. Das Tier war noch jung und machte allerlei Kapriolen. Aber schnell hatte er es wieder fest in der Hand . . . Das Herz schlug ihr heftig. Sollte sie weitergehen? Auf ihn zu? Und wenn er dann herangeritten kam, was sollte sie ihm sagen? Da entfiel ihr doch der Mut. Aber ausreißen wollte sie auch nicht. Sie trug ein helles Kleid. Und daß er nicht ewig bei den Nähmaschinen hielt, konnte sie sich denken. Dazu würde er nicht genug Geduld haben . . . Also einen Bogen geschlagen. Aber nur Feldwege benutzte, auf denen er sie immer sehen konnte. Die Hunde hatte sie absichtlich nicht mitgenommen, durch eine Seitenpforte war sie aus dem Schloß entschlüpfte, damit Kamilla und die Diensthöten, die vor sechs Uhr nicht aus ihren Schlafzimmern zu kommen pflegten, glaubten, sie schliefen noch . . . Dieser herrliche Morgen! Ein Labsal war das für ein zerrissenes Menschenherz! . . . Und da drüben der Trostlopf auf dem schönen Apfelschimmel! Ein Juden lief um ihren Mund! Ihre Füße wollten nicht weiter. Vom Hirn ging eine Hemmung aus. Was muß er denken? Ich lauf um ihn herum! . . . Mochte er es denken! Die Hauptsache blieb, daß er herankam, sie grüßte — und dann mußte eben ein Wort das andere geben! . . . Sie sah es ganz genau, jetzt beschattete er die Augen mit der Hand, blickte zu ihr herüber. Mußte sie erkennen. Denn sie waren höchstens fünfhundert Meter voneinander entfernt. Aber jäh warf er den Schimmel herum, ein Mann kam auf ihn zugehauen, wahrscheinlich hatte er ihn herangerufen . . .

So war es. Sein Verwalter stand neben ihm. Er fragte ihn alles mögliche. Wollte Zeit gewinnen. Sollte er hinüber reiten zur Baroness Hölzlin? Sollte er es bleiben lassen? . . . Wer so weit kam, kam auch noch ein Stückchen näher! Zwingen wollte er sie, ihm die wenigen letzten hundert Meter entgegenzugehen . . .

Auch Luz Helmboldt war sehr früh aufgewesen. Am Waldrande hatte er entlang gepirscht, um das Rehwild zu beobachten. Viel Glück hatte er nicht gehabt. Das Klappern der Nähmaschinen trieb sie ins Dickicht zurück. Da hatte er seine Büchse entladen, den Hund an die Leine genommen und war, immer am Wald entlang, auf Meggelbronn zugegangen. Die Zeit, bis die Post kam, wollte er totschlagen. In seiner Termophorflasche im Rucksack hatte er warmen Kaffee, ein paar belegte Brote. Er fiel beim Rittmeister Niedenstein ein, ließ sich von dem Feisthirsch oben an den Eichen erzählen, schlug so ein paar Stunden tot . . . Riß jäh das Glas an die Augen. Wahrhaftig, dort lustwandelte am frühen Morgen die Baroness Hölzlin und ein paar hundert Meter von ihr entfernt hielt der Rittmeister Niedenstein zu Pferde! War das Zufall? Trafen sie sich neuerdings öfters zu dieser Tageszeit und war deshalb die Baroness zu müde, die Post um elf zu holen? . . . Und vorgerstern gegen Abend? Hatte sie sich da auch mit dem Rittmeister getroffen, und war die Gräfin hinter ihr her gewesen? Die hatte ein so bekümmertes Gesicht gemacht — und wahrscheinlich die Hunde hinter ihre Kusine hergehakt, um ihr zu verstehen zu geben: ich bin auf deiner Fährte! Und abends, als er Theres Hölzlin an der Brücke abgefangen, war sie so ungnädig zu ihm gewesen! . . . Gar kein Zweifel, da unten auf dem Apfelschimmel hielt sein Konkurrent! Fragte sich's nur, ob er die beiden beobachten oder kurzen Prozeß machen sollte und auf die Baroness zugehen! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Im Schlosse Favorite.

Skizze von Eva Gräfin von Vandissin.

Markgräfin Sybille saß am Stidrahmen. Die Fenster waren zum Park hin auf der Rückseite des Schlosses geöffnet. Auf dem kleinen See zogen ein paar Schwäne langsam ihre Bahn. Es war drückend heiß. Die Fürstin ließ die Hand mit der Nadel sinken und blickte auf ihre Hofdamen, die alle, wie sie, bei der Arbeit saßen und ebenso erschöpft zu sein schienen. Sollte sie ihnen Urlaub geben? Es wäre gar nicht übel gewesen, sich selbst nebenan auf das kleine Kanapee zu strecken, wenn man sich auch ein wenig aufrollen mußte, um Platz zu haben; aber nein! Sie durfte doch kein schlechtes Beispiel geben...

„Wantau“, sagte sie zu der blonden Baronesse, eigentlich ihrem Liebling, „hole Sie mir ein Glas frisches Wasser aus dem Brunnen, aber kühle Sie das Glas vorher gut!“

Die Angerufene erhob sich so eilig, als sei ihr der Auftrag höchst willkommen. Und sahen ihr nicht die anderen neidisch nach?

„Es kann nicht jede Wasser holen“, meinte die schöne Sybille lächelnd, worauf natürlich auch die erhitzten Damen lächelten. Tröstend setzte sie hinzu: „Wir werden früh speisen, wie immer in unserem Schloßchen Favorite. Dann dürfen Sie sich in der Abendkühle im Park ergehen. Der Markgraf will Fackeln aufstellen lassen.“

„Aha!“ dachte jede der Damen, ohne natürlich eine Miene zu verziehen, denn die Fürstin hielt sehr auf Anstand. Neuerdings war sie aber auch ein wenig eifersüchtig auf den Gemahl, den ritterlichen, vornehm ausschauenden „Türkenlouis“, wie er im Volke wegen seiner Heldentaten hieß.

Es war ganz still in dem reizenden Zimmerchen, das mit unzähligen Bildnissen des Markgrafen und seiner Sybille in verschiedenen Trachten von Maskenfesten her geschmückt war. Die Augen der Fürstin gingen über diese Bilder hin: Wann war er am schönsten gewesen, wann sie? Und hatte sich nicht auf dem letzten Fest, wo sie dies türkische Kostüm aus Schleiertüchern und den weißen Turban trug, ihre Eifersucht auf die kleine Wantau zum erstenmal gerührt? Warum flüsterte der Württemberger Herzog, den sie immer etwas abwehren mußte, ihr beim Menuett zu, daß es gefährlich sei, den eigenen Gatten als Türken aufzutreten zu lassen, daß er selbst aber gern seinen Harem vergrößern würde...?

Sie hatte dem Übermütigen gedroht und sich gar nicht nach ihrem Ludwig umgesehen, nur bei Tisch war sie ein paar mal unauffällig seinen Blicken gefolgt. Sah er wirklich die Baronesse häufiger als nötig an? Sie hatte nichts bemerkt können, auch seither nicht, und obgleich sie sicher nicht die Augen schloß. Sie öffnete sie jetzt erschrocken: War sie eingeschlafen? Die Damen hatten es kaum bemerkt; sie stichelten immer noch, aber was hatte sie doch tun wollen?

„Ist die Baronesse noch nicht mit dem Wasser zurück?“ Es schien ihr sehr lange her zu sein, seit sie fort war. Und da — Klang dort nicht ein fernes Lachen aus dem Park? So lachen konnte nur eine. Deshalb hatte die Markgräfin ja dies Mädchen bevorzugt — Eine von den Damen erhob sich halb: „Darf ich Durchlaucht das Wasser holen?“

„Nein, nein, lasse Sie nur, ich will selbst.“

Wie, sie selbst? War das je geschehen? Aber ehe sich die Damen von ihrem Schrecken erholten, war die Markgräfin in ihren weiten Röcken an ihnen vorübergerauscht und die Treppe zum Park hinabgestiegen. Es lag etwas in der Luft. Die Damen wagten sich kaum anzusehen. Sie starrten mutlos weiter.

Draußen nahm die Markgräfin die Röcke zu beiden Seiten in die Hände. Sie trug weißseidene Schuhe, und der Kies drückte durch die dünnen Sohlen. Sie achtete nicht darauf. Irgend eine Gewissheit hatte sie erfaßt: Hier im Park geschah etwas, das ihr Leid brachte, das ihr das Herz zuschnürte und den Atem raubte — Sie lief durch die Wege bis in die fernsten Ecken und Winkel: alles war wie ausgestorben, keine Menschenseele hörte sie, und doch klang dann und wann das Lachen wieder auf. Sie weint still vor sich hin; dann wuchs ein fassungsloser Zorn in ihr auf, sie begann zu hasen, aber nicht wie die meisten Frauen die Nebenbuhlerin, sondern den Mann, den ungetreuen, den verräterischen. Alles kam von diesen frivolen Festen, sie sah ihn vor sich als Sultan und fand ihn schön. Und haßte ihn dennoch. Ehe er noch einmal die kleine Wantau im Arm halten sollte, wollte sie ihn lieber tot sehen. Sie tat schwere Gelübde, fluchte ihm innerlich und verrante sich besinnungslos in ihre Wut gegen ihn. Plötzlich wurde ihr Schritt gehemmt, der Hofmarschall stand vor ihr: „Durchlaucht!“ Sie sah sein Erstaunen. Ah, er war mit im Bunde. „Wo ist der Markgraf?“ fragte sie herrisch.

„Zur Auerhahnbalz, Durchlaucht. Er wollte die Ruhe Eurer Durchlaucht nicht stören.“

„Seit wann? Seit dem Dejeuner? Aber wer lacht denn hier im Park?“ Wie nervös sie war.

Der Hofmarschall lachte beruhigend: „Höchstens die Wildtauben, Durchlaucht. Es ist keine Menschenseele im Park, es ist zu heiß.“

Zu heiß — auch ihr. Was hatte sie gedacht, gewollt, getobt, gehaßt! Aber die Baronesse: Die fand sie fest eingeschlafen im Gras neben dem Brunnen, das Glas stand auf dem Rande und lief über —

Als der Markgraf von der Jagd kam, hatte sich die Markgräfin zu schwerer Buße in ihr Borkenhäuschen zurückgezogen. Dort schlief sie auf einer Strohmatte, geißelte sich und nahm an einem Fische neben den lebensgroßen Holzfiguren der Heiligen Familie die einfachsten Mahlzeiten ein.

Sie blieb auch ernst, als sie zurückkam. Die kleine Baronesse Wantau wurde mehr denn je von ihr bevorzugt. Und oft sah sie ihren Mann besorgt an.

Zum Frühstück, eh' noch die Einladungen zum ersten Maskenfest erlassen waren, legte sich der Markgraf und starb. Da siedelte die Markgräfin ganz in ihr Schloßchen Favorite über, tat oft Buße im Borkenhäuschen und ging eines Tages zum ewigen Schlummer ein, bis zum Ende gehalten von den Armen der Baronesse Wantau...

Frau Marion in der ersten Fahrstunde.

Von Charlie Koellinghoff.

Frau Marion hat von ihrem Mann zum Geburtstag ein Cabriolet geschenkt bekommen. Von der Beschaffenheit all dessen, was innerhalb der Karosserie liegt, hat Frau Marion ebensoviele Ahnung, wie etwa ein Buchnegler von der Relativitätstheorie. Wollte man Frau Marion fragen, welches der Unterschied zwischen einem Automotormotor und einer Dampfmaschine sei, würde sie mit einem unschuldigen Aufschlagen ihrer süßen Augen gegenfragen: „Wieso? Was soll da schon für ein Unterschied sein?“ Und nun sitzt Frau Marion zusammen mit sechs anderen Herrschaften in der ersten Theorie-Stunde bei ihrem Fahrlehrer. Es entspinnt sich folgender Dialog:

Fahrlehrer: „Also gnädige Frau, ich nehme an, daß Sie sich an Hand Ihres Lehrbuches bereits über die Grundzüge eines Motors unterrichtet haben?“

Frau Marion (nicht zerstreut, denn sie ist mit Rouge-Auflegen hinreichend beschäftigt).

Fahrlehrer: „Befassen wir uns also zunächst einmal mit dem Einzylinder-Viertakt-Verbrennungsmotor...“

Frau Marion: „Richtig... Kurts Zylinder muß zum Aufbügeln! Fabelhaft, daß Sie gerade davon sprechen! Gleich mal notieren...“

Fahrlehrer: „Aus wieviel Teilen besteht denn so ein Zylinder, gnädige Frau?“

Frau Marion: „Was für ein Zylinder denn, um Himmelswillen!“

Fahrlehrer: „Ein Rotorenzylinder, gnädige Frau! Also: Aus Zylinder und Motor- und Kurbelgehäuse.“

Frau Marion: „Lieber Herr Weber, verschonen Sie mich doch mit solchen polytechnischen Einzelheiten! Ich will fahren lernen, und zwar möglichst bald. In vier Wochen will ich den Corso mitfahren, ja?“

Fahrlehrer: „Das Eindringen in die theoretische Materie ist unerlässlich, gnädige Frau. Ich muß sie um Ihre absolute Aufmerksamkeit bitten.“

Frau Marion: „Aber ich bin ja aufmerksam! Erzählen Sie schon.“

Fahrlehrer: „Im Zylinder befindet sich ein hohler Kolben.“

Frau Marion: (stöhnt auf) „Dooooo... Dooooo!!“

Fahrlehrer: (erschrocken) „Was ist denn? Was haben Sie denn?“

Frau Marion: „Ach, wissen Sie, Herr Weber, dazu bin ich zu nervös! Sowie Sie davon sprechen, geht mein Zahnweh los! Hier — der hohle rechts unten! Schrecklich...“

Fahrlehrer: „Dieser Kolben ist durch einen Kolbenbolzen...“

Frau Marion: „Herr Weber?“

Fahrlehrer: „Bitte?“

Frau Marion: „Kann mich Agnes deshalb verklagen?“

Fahrlehrer: „Aber gnädige Frau! Was denn für eine Agnes? Wie kommt denn das hierher? Ich muß doch sehr bitten!“

Frau Marion: „Schulmeistern Sie mich gefälligst nicht! Ich weiß ganz genau, was ich sage, bitte! Ich habe zu Agnes

— Agnes ist bei mir Stubenmädchen — gesagt . . . Das heißt nicht zu ihr, aber sie stand hinter der Tür, als ich es zu Kurt sagte — was braucht sie auch zu horken? — Ich sage also zu Kurt: Es ist fürchterlich mit diesen Bolzen . . . und jetzt will sie mich belangen . . .“

Fahrlehrer: „Gnädige Frau, ich muß Sie zum letztenmal bitten, sich ein wenig mehr zu konzentrieren. Wir können so nicht weiter! . . . Der Kolben ist durch den Bolzen mit der Pleuelstange verbunden. Haben Sie schon eine Pleuelstange gesehen?“

Marion: „Bestimmt. Ich war doch mit Kurt auf der Ausstellung.“

Fahrlehrer: (leicht ironisch) „Und dort wollen Sie eine Pleuelstange gesehen haben?“

Marion: „Auf der Ausstellung waren nur Autos, nicht wahr? Und jedes Auto muß einen Motor haben, nicht wahr? Und jeder Motor muß doch so eine Knäuelstange haben, nicht wahr? Also habe ich sie dann gesehen oder nicht, bitte?“

Fahrlehrer: „Erstens handelt es sich um eine Pleuelstange, gnädige Frau . . .“

Marion: „Das ist doch mir egal. Da war sie auf jeden Fall! Oder wollen Sie etwa behaupten, die Autos dort haben keine?“

Fahrlehrer: „Aber natürlich, natürlich . . .“

Marion: (beleidigt) „Also! Aber immer widersprechen! So sind die Männer! Übrigens der Mercedes SS auf der Ausstellung! Na, phantastisch! Phantastisch!!! Der macht 150 wie nichts!“

Fahrlehrer: „Aber, verehrte Gnädige, — was wollen Sie von einem Kompressor verstehen!? Ich bitte Sie!“

Marion: (ehrlich empört) „Na, da hört nun denn wohl verschiedenes auf! Ich weiß nicht, wie oft Sie in einem SS gefahren haben, Herr Weber — ich bin jedenfalls im vorigen Jahr jeden Tag zweimal mit einem SS nach Wannsee gefahren, jawohl!! Und ich weiß genau, daß er 150 macht!!!“

Fahrlehrer: (ebenfalls mit leicht gerötetem Kopf) „Das kann ein Laie überhaupt nicht beurteilen! Es gibt sehr unzuverlässige Tachometer!“

Marion: „Aha! Da haben wir's! Es war überhaupt kein Tachometer mit! Ich sah allein mit Lucie in dem SS! Ganz allein!“

Fahrlehrer: „Aber gnädige Frau, ein Tachometer ist doch ein Geschwindigkeitsmesser und -anzeiger!“

Marion: „So? Na, dann habe ich doch um so mehr recht! Der zeigte ja gerade 150!! Na?“

Fahrlehrer: (seufzt tief auf) „Rehren wir zu unserem Einzylinder zurück . . .“

Marion: „Das können Sie ja ruhig tun. Obwohl ich den Zweck nicht einsehe. Ich habe einen Achtzylinder und nicht einen Einzylinder! Unter fünf en würde ich mich gar nicht erst hineinsetzen, damit Sie's nur wissen!“

Fahrlehrer: „Aber ich muß doch von einem Einzylinder ausgehen, um Ihnen die Sache begreiflich zu machen!“

Marion: „Dann muß ich also die ganze Sauce achtmal hüffeln, wie? Mein Gott, ist das umständlich!“

Fahrlehrer: (mit verzweifelten Blicken) „Also . . . Der Kolben muß genau in den Zylinder passen, wie zum Beispiel der Kolben einer Wasserpumpe oder Luftpumpe . . .“

Marion: „Aber das ist doch alles längst überholt. Wo zu brauche ich eine Luftpumpe. Denken Sie, ich stelle mich mitten auf der Straße auf und pumpe mit der Hand? Das macht doch jede Tankstelle gratis und mit Handfuß!“

Fahrlehrer: (heiser) „Es war ja nur ein Beispiel!!!“

Marion: „Ich danke! Ein sehr lächerliches Beispiel, das muß ich schon sagen! Das sind ja vollkommen antiquierte Dinge, die Sie da erzählen! Luftpumpe! Nächstens werden Sie noch verlangen, daß wir Fahrräder aufpumpen, wie?“

Fahrlehrer: (mit irren Blicken) „Ich kann bald nicht mehr. Rehren wir zurück . . .“

Marion: „Kochmals?“

Fahrlehrer: „Der Kolben muß also ganz genau in die Tankstelle passen . . . was rede ich denn da . . . Ich meine die Luftpumpe . . . Unsinn! . . . Also wenn die Pleuelstange an das untere Ende der Automobilausstellung . . . O Gott . . . ich bin ganz fertig . . .“

Marion: „Ach, das trifft sich ausgezeichnet, Herr Weber! Es ist auch schon halb sieben . . . Und um 8 Uhr gehen wir in die Oper . . . Also dann bis übermorgen, mein Lieber! Es war phantastisch interessant! Ich habe mir alles eingepägt! Auf Wiedersehen, Herr Weber!“

Frau Marion Gelsendorf
Berlin.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß die nächsten acht

theoretischen Unterrichtsstunden meines Mannes ausfallen müssen, da sich derselbe auf dringendes Anraten des Arztes zur Erholung in ein Sanatorium begeben hat.

Hochachtungsvoll
Frau Marie Weber.

Neue Ergebnisse der völkerkundlichen Wissenschaft.

„Auf Java gibt es einen Baum, der so giftig ist, daß er mehrere Meilen im Umkreis keine Pflanze wachsen und kein Tier leben kann. Selbst die Vögel, die hoch darüber hinwegfliegen, fallen tot aus der Luft herab, und alle Menschen, die in seine Nähe kommen, müssen sterben.“ So ungefähr lautete, wie Karl Erich Kraud in einer interessanten wissenschaftlichen Studie berichtet, der Bericht eines holländischen Arztes, der am Ende des 18. Jahrhunderts auf Java lebte und in dieser Weise den Giftbaum beschrieb, der den Eingeborenen das furchtbare Pfeilgift lieferte. Die Wirkung dieses entsetzlichen Giftes war den nach Java kommenden Holländern zur Genüge bekannt, sie hatten es oft genug erfahren müssen, daß selbst die kleinste Verwundung durch einen vergifteten Pfeil sofort rettungslos zum Tode führte, und daher wurde nicht nur von ihnen, sondern von ganz Europa die abenteuerliche Schilberung des Arztes geglaubt und weiterverbreitet.

Seit undenklichen Zeiten verehren die Eingeborenen Südchodessiens (Südamerika) eine eigenartige Baumart. Sie nennen diesen Baum, dem sie überirdische Kräfte zuschreiben, Tagati-baum. Er erseht ihnen das Barometer und soll angeblich viel pünktlicher nahende Unwetter verkünden, als es anderen feinsten Instrumenten möglich ist. Drei bis vier Tage vor einem heftigen Regen oder Sturmwetter beginnt der Baum plötzlich zu „weinen“. Rinde und Äste werden naß, und ihre Feuchtigkeit tropft trotz der größten Hitze unaufhörlich auf die Erde. Von den Eingeborenen werden die „Tränen“ des Baumes aufgefangen, da sie dieser Flüssigkeit heilende Kräfte zuschreiben. Dem Afrikaner Livingston war dieser Baum bereits bekannt, denn er soll den Versuch unternommen haben, das Geheimnis dieses eigenartigen Baumes zu lüften. Der Forscher soll die Rinde entfernt und darunter zahllose Insekten gefunden haben. Livingston führte das „Weinen“ des Baumes darauf zurück, daß diese Insekten der Luft den Wasserdampfgehalt entziehen und dadurch die Tränen erzeugen.

Eine der ethnographisch merkwürdigsten Inseln im Mittelmeer, auf der sich abendliche und morgenländische, arabische und lateinische Kultureinflüsse kreuzen, griechischer Schönheitskult und uralte römische Organisationskunst vermählen, ist die neuerdings wieder im Mittelpunkt ethnographischer Forschung stehende Insel Sardinien, das Sarde der alten Griechen, ein Milchvolk, das mit arabischen und iberischen Elementen durchsetzt, dessen Sprache ein Mittelglied zwischen dem Spanischen und Italienischen, mit lateinischen Überbleibeln, ist, und das zuerst von Phöniziern und Karthagern, den berühmten Handelsvätern des Altertums, besiedelt wurde. Besonders eigenartige Bräuche findet man, wie in der „Anschau“ und im „Erdball“ berichtet wird, noch heute in der Hauptstadt Cagliari, wo der Verkehr der Brautleute miteinander durch die spanische Sitte beschränkt ist. Nur von der Straße aus darf nämlich der Brautigam mit seiner abends auf ihren Balkon tretenden Braut sprechen. Keuschheit und Treue wird streng bewahrt, ebenso vor wie nach der Hochzeit. Das Messer ist stets bereit für den Nebenbuhler, oder auch, um die Schönheit der unrechtmäßig Vergehenden für immer zu zerstören. Diese ist dann sogar stolz auf die von Messerfischen herrührenden Narben im Gesicht; künden sie doch davon, wie sehr sie wegen ihrer Schönheit umworben worden ist.

Zur Zeit Alexanders d. Gr. gab es in Mazedonien noch Löwen; im Mittelalter in den Wäldern Europas noch Ur, Wisent und Wildpferd; das Wisent ist heute nur noch in wenigen Exemplaren in den Wäldern von Grodno vorhanden. Wölfe und Bären gibt es heute in Europa nur noch vereinzelt, in Großbritannien sind sie ausgerottet. Selbst in Afrika muß, wie in „Welt und Wissen“ neuerdings berichtet wird, ein Jagdportier den Nil weit aufwärts gehen, um Afrobulle und Fußpferde anzutreffen. Der Riesenalke (Alca impennis) wurde früher an den Küsten Nordamerikas tonnenweise eingefangen. Vor etwa 50 Jahren fanden sich nur noch kleine Bestände in Island und Neufundland, heute ist er gänzlich ausgerottet, so daß sein Balg für Museen unerlässlich ist.

F. v. L.